

Erol Yildiz

„...hat ein bißchen was von Urlaub“.

Alltagspraxis in einem Kölner Quartier

Eine entscheidende Besonderheit der Kölner Migrationspolitik liegt in ihrem Nichtvorhandensein. Eine konstruktive und zukunftsorientierte Stadtpolitik, die sich mit dem Beitrag von Migration zur Stadtentwicklung befasst, ist bisher kaum zu erkennen. Die Realität zeigt jedoch, daß Migranten (heute geht es sogar um dritte Generation) trotz dieser politischen Ignoranz angekommen sind und urbane Wirklichkeiten prägen. Bei den Jugendlichen unter 18 Jahren ist mittlerweile fast jeder Zweite ein Teenager mit Migrationshintergrund. Die Tendenz ist steigend. Daß Zuwanderung ein konstitutives Element der Stadtentwicklung ist, ist in der Rheinmetropole Köln heute überall präsent. Migranten und deren Nachkommen werden in zunehmendem Maße im Stadtbild sichtbar, melden sich zu Wort, stellen Ansprüche, organisieren in einigen Stadtvierteln zum größten Teil die Infrastruktur, tragen durch ihre ökonomische Aktivitäten wesentlich zur Lebensqualität bei. Wir beobachten eine Art *selbstorganisierter Integration*. Zwar wird diese Realität in letzter Zeit punktuell anerkannt und auch politisch darauf reagiert, aber der Beitrag der Migration zur Urbanität wurde in ihrer Entwicklungslogik bisher allerdings immer noch nicht ganz verstanden.

Die Ergebnisse unserer Studien in der Kölner Region der letzten zehn Jahre zur Entstehung von Migrantenvierteln verweisen auf eine andere Logik, eine Art *sozialer Grammatik*, die hier beschrieben und theoretisch interpretiert wird. Eigentlich handelt es sich um eine *unspektakuläre urbane Alltagspraxis*, die allerdings bis heute entweder ignoriert oder wenn überhaupt zur Kenntnis genommen, dann eher skandalisiert wird.

Nachdem ich punktuell einige kölntypische Entwicklungen beschrieben habe, werde ich mich ausführlich auf die Entwicklung einer Straße in Köln-Mülheim konzentrieren, nämlich auf die *Keupstraße*, die überhaupt erst durch Industrialisierung als Arbeiterquartier entstanden und damit von Anfang an durch Migration geprägt ist.

Kölner Stadtgeschichte als Migrationsgeschichte

Kölns Stadtentwicklung und Ausbildung der lokalen Kultur sind für eine Migrationsgeschichte geradezu exemplarisch. Mobilität und Migration haben die Stadt im

Laufe der Zeit geprägt, haben der Sozialgeschichte genauso wie der Alltagskultur ihren Stempel aufgedrückt und eine erhebliche Diversität hervorgebracht, die als ein Produkt der 2000 jährigen Kölner Migrationsgeschichte anzusehen ist (vgl. Orywal 2007).

Ob als römische Kolonie, als Pilger-, Wallfahrts- oder Handelszentrum, als französische oder preußische Garnisonsstadt, als Ziel von Arbeitsmigration, Touristenmagnet oder als selbsternannte „nördlichste Provinz Italiens“ – die Entwicklung Kölns mit ihrem Image als Rheinmetropole hat schon immer von grenzüberschreitenden und heute längst weltweiten Einflüssen und Verbindungen profitiert. Und sogar scheinbar „urkölsche“ Aspekte des Alltagslebens wie die romanischen Kirchen, der Stil des Kölner Doms, der Karneval, die kölsche Sprache, der „rheinische Katholizismus“ und bis hin zur Esskultur, und dem „Kölsch“ und den „Heinzelmännchen“ sind Inszenierungen unterschiedlichster Elemente. Sie sind so unterschiedlicher Provenienz, daß eigentlich nichts als der „Kölner Klüngel“ wirklich kölnischen Ursprungs sein mag. Die Einflüsse von Migration ist überall gegenwärtig und gehören zur Alltagsnormalität.

Zwar scheint Köln eine reichlich beschriebene (und oft besungene) Stadt zu sein, aber selbst nach eingehenden Recherchen in Bibliotheken und Archiven ist festzustellen, daß keine systematische Darstellung des urbanen Wandels aus der Perspektive der Migration existiert. Mobilität und Migration werden selbst in „alternativen“ Sammlungen ausschließlich als Problemkonstellation entweder unter dem Stichwort ‚Ausländer‘ oder etwas kritischer unter dem Stichwort Rassismus abgehandelt. Ob bloß ausgrenzend oder paternalisierend, ob dramatisierend, kriminalisierend oder ethnisiert, statistisch deskriptiv oder polemisiert – weder die Migranten noch deren Nachkommen zählen zu den selbstverständlichen Bestandteilen des urbanen Alltags – im Gegenteil, ihr beständiger und von jeder Generation neu gestifteter Beitrag zum urbanen Wandel wird einerseits alltagspraktisch vereinnahmt, andererseits aber nicht positiv wahrgenommen. Wird städtische Vielfalt thematisiert, dann oft nur, um damit Defizite und Passungsprobleme zu markieren. Diese selektive Umgangsweise erscheint nicht nur doppelbödig, sondern auch fatal. Sie versperrt den Blick für eine realistische Einschätzung und Mobilisierung der gesellschaftsverändernden Kraft der Migrationsbewegungen und der durch sie freigesetzten urbanen Kompetenzen.

Eine Zeitreise

Diese selektive und defizitäre Blick prägte auch den Umgang mit den so genannten

Gastarbeitern nach dem Zweiten Weltkrieg, die zunächst den Kölner Arbeitsmarkt unterschichteten und auf diese Weise ökonomisch integriert waren (vgl. Krämer-Badoni 2002, 47ff). Obwohl politisch unerwünscht, ließen sie sich nach und nach nieder und versuchten unter rechtlich erschwerten Bedingungen die städtischen Orte anzueignen, neue Orte zu schaffen und zu gestalten. In den 1970er Jahren besetzten einige gewerbetreibenden Migranten mit ihren quaternahen Geschäften die Ladenzeilen in Stadtteilen, die im Zuge weltweiter ökonomischer Umstrukturierungsprozesse von einheimischen Gewerbetreibenden verlassen wurden. Migranten brachten damit wieder Leben auf die Bürgersteige und trugen entscheidend zur Sanierung heruntergekommener urbaner Räume bei. So brachten unterschiedliche Migrantengruppen neue Impulse in die Stadt. Ein Beispiel dafür bietet besonders Gastronomie, die zu einem wichtigen Beschäftigungssektor unter der Kölner Migrantenbevölkerung geworden ist. Sie haben durch ihre Präsenz und Entfaltung selbstständiger Aktivitäten das Gesicht einiger Kölner Stadtviertel und Straßenzüge geprägt. In der Tat haben bestimmte Ecken Kölns ein mediterranes und orientalisches Flair bekommen. Aus dieser Sicht kann man die heutige Kölner Realität als ein migrationssoziologisch Experiment beschreiben.

Wie in den alten Filmen zu sehen ist, war der Kölner Hauptbahnhof in den Anfangsjahren der Anwerbung der Haupttreffpunkt der Gastarbeiter, die imaginäre Verbindung zu Herkunftsorten. Die meisten von ihnen wohnten in Baracken auf Firmengeländen oder in Sammelunterkünften, konnten kaum Deutsch und hatten kaum Kontakte zu einheimischer Bevölkerung. Wegen fehlender Kommunikationsmöglichkeiten waren auch die Verbindungen zu ihren Familienangehörigen zunächst unterbrochen. Unter diesen Umständen war der Gang zum Hauptbahnhof, der erste Ankunftsort, mit der Hoffnung verbunden, Bekannte aus Herkunftsregionen treffen zu können. Wegen fehlenden Deutschkenntnissen trauten sich die meisten nicht in Lokale oder Cafés. So war der Bahnhof der einzige Ort der Hoffnung, der Begegnung und Kommunikation. Daher war es auch nicht verwunderlich, daß die unternehmungslustigen Geister unter den Gastarbeitern den ersten Versuch wagten, in den bahnhofsnähen Quartieren wie das Eigelsteinviertel bzw. die Weidengasse die ersten Eßlokale und Teehäuser zu eröffnen. Der erste türkische Kölner Gastarbeiter eröffnete im Jahr 1962 den ersten Ladenlokal in der Weidengasse im bahnhofsnähen Eigelsteinviertel.

Das Eigelsteinviertel hat einige Wandlungen durchgemacht. Über Jahrhunderte ein typisch gemischtes Altstadtviertel wurde es im 19. Jahrhundert zu einem prosperierenden Bahnhofs- und Gewerbeviertel mit viel Zuwanderung. Außerdem befand sich hier der Kölner Strich. Den Bombenkrieg mit Mühe überlebt wird das Quartier in den 60er Jahren durch eine

Straßenbaumaßnahme zerstört. Was von den Bomben des Zweiten Weltkriegs verschont blieb, zerstörten letztendlich die Stadtplaner mit dem Bau der Nord-Süd-Fahrt. Diese betonierte sechsspürige Autoschleuse durchkreuzt seit Anfang der 60er Jahre „Unter Krahnensäumen“(1) und zerteilt die Straße in zwei Hälften. Die Bewohner mussten zum Teil in andere Stadtviertel ziehen. Anschließend verschwanden die Arbeitsplätze, dann zogen viele Bewohner weg, und das verbliebene Gewerbe verfiel. Geht man die „Unter Krahnensäumen“ in Richtung Eigelstein, stößt man auf die Weidengasse, welche geographisch die direkte Verlängerung der „Unter Krahnensäumen“ zum Hansaring bildet. In dieser desolaten Situation wanderten sich schließlich die Gastarbeiter ein und wie in anderen Quartieren auch, entdeckten sie schließlich das abgewirtschaftete Viertel vor allem die Weidengasse. Billiger Wohnraum und die Nähe zum Bahnhof werden als Chance wahrgenommen. Anfang der 70er Jahre gerieten auch die Gastarbeiter in Schwierigkeiten, weil sie in der um sich greifende Wirtschaftskrise die ersten waren, die arbeitslos wurde. Die einzige Möglichkeit, der Arbeitslosigkeit zu entkommen, sahen sich die Zuwanderer in der Selbstständigkeit und übernahmen nach und nach die leer stehenden Geschäfte und trugen im Verlauf der Zeit wesentlich zur Belebung des Viertels bei. Da die Gastarbeiter befristete Aufenthaltserlaubnisse besaßen, waren ihnen selbstständige Tätigkeiten rechtlich nicht gestattet. Die meisten von ihnen bekamen ihre Gewerbeerlaubnisse über einheimische Mitteilnehmer, die für ihre Namensrechte Geld bekamen. Seither hat sich in der Weidengasse eine lebendige Straßenatmosphäre entfaltet. Die meisten Geschäfte werden heute von Einwanderern betrieben. Durch die Sanierung zwischen 1990-1995 hat die Stadt Köln ihrerseits die Modernisierung der Straße vorangetrieben. So wandelte sich die Straße zu einer urbanen Einkaufsstraße mit internationalem Flair. Von der seit Ende des 19. Jahrhunderts berüchtigten Kleinkriminalität und Prostitution ist fast nichts mehr zu sehen. Auf dem ersten Blick scheint die Weidengasse türkisch geprägt zu sein. Hier kann man in allen Preislagen gut essen, sind die besten Restaurants türkischer Küche zu finden. Bei genauerer Betrachtung wird es aber sichtbar, daß die Geschäftsleute mit türkischem Hintergrund, die inzwischen auch Schmuck, Musikinstrumente und Brautkleider verkaufen, neben alteingesessenen Alträuchern und Second-Hand-Läden angesiedelt haben und der Straße eine mediterrane Atmosphäre verleihen. Der Wandel und die Zusammensetzung der Bevölkerung wird in einem Bildband über die Weidengasse wie folgt beschrieben: „Nur die alteingesessenen Bewohner haben neue Nachbar bekommen. Tür an Tür mit den kölschen Urgesteinen leben heute Türken, Iraner, Syrer, Griechen, Armenier und Italiener. Sie alle prägen die Weidengasse mit ihrer kölschen und internationalen Ausstrahlung und machen sie zu einer lebenswerten Veedelstraße, in der ein internationales Herz schlägt und die weit über die Grenze Kölns hinaus bekannt ist“ (Rakoczy 2001, 35). Zusammenfassend kann

festgehalten werden, daß die Zuwanderer neue Impulse in die Weidengasse brachten und wesentlich zur Rettung des Quartiers beitrugen. So ist das Viertel wieder das geworden, was es über Jahrhunderte war, ein differenziertes, durch Diversität geprägtes und stark gewerbliches, attraktives Quartier.

Die Keupstraße in Köln-Mülheim – Eine Erfolgsstory

Welchen Beitrag Migration zur Entwicklung von Stadtquartieren geleistet hat, wie solche Viertel in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, kann man am Beispiel der immer wieder öffentlich diskutierten *Keupstraße* in Köln veranschaulichen. Sie ist aus vielfältigen Gründen interessant: Für mich ist sie gerade deshalb wichtig, weil sie immer wieder mit den Begriffen ‚Ghetto‘ und ‚Parallelgesellschaft‘ diskreditiert wird, ich aber aufgrund eigener Studien meine, daß sie vielmehr ein wegweisendes Erfolgsmodell darstellt. Sie ist also ein besonders plastisches Beispiel für die einleitend skizzierte Widersprüchlichkeit zwischen pragmatischer Alltagspraxis und öffentlichem Diskurs (vgl. Bukow/Nikodem/Schulze/Yildiz 2007). Am Beispiel der Keupstraße kann man den allgemeinen wirtschaftlichen Strukturwandel sehr gut nachvollziehen, ebenso wie die Einwanderungsgeschichte in Deutschland, für die die Keupstraße zum Spiegelbild geworden ist.

Die Keupstraße, die anfangs Wolfstraße hieß, ist im Verlauf der Industrialisierung im 19. Jahrhundert in der damals noch selbstständigen Stadt Mülheim am Rhein entstanden. Mülheim entwickelte sich zu einem bevorzugten Industriestandort. Industriebetriebe, Ausbau der Infrastruktur, Bevölkerungsströme und zunehmende Wohnsiedlungen veränderten den zuvor landwirtschaftlich geprägten Ort Mülheim nachhaltig und ließen ihn zu einem beachtlichen Industriestandort mutieren. Es entstanden typische Arbeiterviertel mit Häusern und Wohnungen für die finanzschwache Bevölkerungsgruppen (vgl. Blachke 1999, 12). Mitten in diesem Stadtteil befindet sich die Keupstraße, welche allen Bürgern der Stadt Köln sehr bekannt sein sollte, da sie immer wieder in den Medien aufgegriffen wird und oftmals der öffentlichen Kritik gegenübersteht.

Schon in den 1950er und 1960er Jahren zogen die ersten Migranten in die Keupstraße. Die Kabelwerke von Felten & Guilleaume AG in der anliegenden Schanzenstraße beschäftigten in diesen Jahrzehnten bereits eine große Zahl von Migranten. So ist das Quartier in Köln-Mülheim durch die Zuwanderung von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg und die Arbeitsmigration seit den 60er Jahren zu einem eindeutig migrationsgeprägten Viertel bzw. „Veedel“, wie es auf Kölsch heißt, geworden. Wie eben erwähnt ist das allerdings keine neue Entwicklung. Die in der Keupstraße seit 1874 für die Bedürfnisse des neuen

Industriestandorts Mülheim gebauten Wohnungen waren für die Arbeitskräfte des in unmittelbarer Nachbarschaft errichteten Kabelwerks bestimmt. Schon damals mussten die Arbeiter von weither angeworben werden und fanden sich schnell zu einem proletarischen Quartier zusammen, das alsbald entsprechend diskriminiert und von der Stadt vernachlässigt wurde.

Unterschiedliche Migrantengruppen siedelten sich über die Jahre in der Keupstraße an und verließen sie wieder. Die letzte große Zuwanderungswelle fand zur Zeit der Gastarbeiteranwerbung Anfang der 1960er Jahre statt. Die letzte Einwanderergruppe verblieb schließlich in der Straße. Sie bestand überwiegend aus Migranten türkischer Herkunft. Mit der Entindustrialisierung Mülheims ging die Zeit der Mobilität zunächst einmal zu Ende und so brach in den 1970er Jahren die industrielle Erwerbsstruktur weg. Die Schließung zahlreicher traditioneller Industriebetriebe sowie die Verlagerung von Großbetrieben führten zu einer hohen Arbeitslosigkeit. Da es nichts mehr zu verdienen gab, schlossen die letzten alteingesessenen Besitzer ihre Geschäfte und verließen die Keupstraße. Zurück blieb ein zerfallender und sanierungsbedürftiger Stadtteil. Die leer stehenden Wohnungen, Lokale und Läden wurden wie in der Weidengasse nach und nach vor allem von türkischen Migranten übernommen, weil der Schritt in die Selbständigkeit für die meisten der einzige Weg aus der Arbeitslosigkeit war. Allmählich wurden die Geschäfte renoviert und wiedereröffnet. Dienstleister, kleine Läden und Restaurants reißen sich seitdem aneinander, bald wurden auch Fassaden und Wohnungen instand gesetzt. Auch von der Stadt Köln wurde schließlich eine Sanierung durchgeführt. Heute bietet die Straße in ihrer orientalischen Inszenierung ein attraktives Bild. Für die Quartierentwicklung sind dabei zwei Befunde besonders wichtig. Erstens haben die Zuwanderer aus der Not eine Tugend gemacht und „auf eigene Rechnung“ (Péraldi 1997) viele Arbeitsplätze geschaffen. Und zweitens ist es eine der wenigen Kölner Straßen auf der rechten Rheinseite, die bis heute nicht in die Hand der bekannten Billigketten und Ein-Euro-Shops geraten ist. Diese haben sich drei Straßen weiter auf die Frankfurter Straße beschränkt. Viele Geschäftsleute verstehen nicht, warum die Straße in der Öffentlichkeit eher einen schlechten Ruf hat und fühlen sich von Seiten der offiziellen Stadtpolitik bzw. anderer Behörden nicht verstanden und ernstgenommen, weil gerade diese quartierbezogenen Geschäfte und Dienstleistungsunternehmen sowohl ein wirtschaftliches als auch ein hohes integratives Potential besitzen, das als *urbane Ressource* wahrgenommen werden sollte (vgl. Adelhof 2003, 4f).

Vor diesem Hintergrund ist die Diskrepanz zwischen Alltagsrealität und öffentlicher Wahrnehmung irritierend. Denn zeitgleich mit der beschriebenen Entwicklung wird von kommunaler Seite ebenso wie in den Massenmedien vor der Ghettoisierung und

Verslumung dieses Stadtteils gewarnt, wobei zum Teil genau auf das Vokabular zurückgegriffen wird, mit dem nachweislich bereits im 19. Jahrhundert die Straße stigmatisiert wurde. Der Name Keupstraße wird dabei regelrecht zu einer negativen Metapher. Nachdem 1997 das erste Mal in einer Studie von Heitmeyer u.a. (1997) vor „Parallelgesellschaften“ gewarnt wurde, wird auch in Köln sehr schnell von dieser Straße als einer „türkischen Parallelgesellschaft“ gesprochen. Jeder Kölner kennt seitdem ihren Ruf, auch wenn viele diese Straße, die zudem auf der ‚falschen‘ Rheinseite der *Schäl Sick* und dort auch noch etwas abseits liegt, nicht einmal mit eigenen Augen gesehen haben. In der Folge dieser Dramatisierung wurde im Jahr 1999 eine kleine Dokumentation über das Leben auf der Keupstraße im Auftrag des damaligen Sozialministeriums Nordrhein Westfalen erstellt, die sich keineswegs kritisch gegen diesen Trend stellte, sondern sich in ihn einordnete und bis in die Zitate hinein den negativ ausgerichteten und skandalisierenden Diskurs übernahm (vgl. die Dokumentation Keupstraße 1999). Ein Begriff, der die gesamte Dokumentation prägt, ist der des ‚Ghettos‘. Er wird polemisch und dramatisierend verwendet und entwickelt eine stigmatisierende Logik. Laut Einschätzungen der Autoren der Dokumentation gehe mit der ‚Ghettobildung‘ einher die Verdrängung der einheimischen Bevölkerung, Desintegrationsprozesse, wirtschaftlicher Verfall, Bildungsnotstand, offene und verdeckte Konflikte, Gewalt und Kriminalität.

Hier wird deutlich, daß die anwerbebedingte Bildung dieses Migrantenquartiers als eine gezielte räumliche Segregation von türkischen Migranten interpretiert wird und daß der durch die Entindustrialisierung bedingte Niedergang des Erwerbslebens den ‚ethnischen‘ und ‚kulturellen Eigenarten‘ den türkischen Zuwanderern zugeschrieben wird. Dieser von Ethnisierung und Kulturalisierung verstellte Blick degradiert das Wohngebiet zum einem problematischen Viertel.

Diese eben genannte lokale Dokumentation, der mediale und lokal-politische Umgang mit dem Quartier (vgl. Yildiz 2006), zeigen letzten Endes, wie die territoriale Stigmatisierung und Isolierung der Straße vorangetrieben wird. Begriffe ‚Parallelgesellschaft‘ oder ‚Ghetto‘ sind genau das, was Loïc Wacquant (2006, 79) in Anlehnung an Pierre Bourdieu einen „wissenschaftlichen Mythos“ nennt, also eine diskursive Formation, die in wissenschaftlicher Codierung und auf scheinbar neutrale Weise soziale Phantasien über Unterschiede zwischen ‚Wir‘ und den ‚Anderen‘ reformuliert.

Pragmatische Sicht auf die Straße

In den seit 2000 von uns durchgeführten Studien versuchen wir, die Straße aus der Nähe zu betrachten, um dann in einer dichten Beschreibung all die Aspekte des Alltagslebens

aufzugreifen, die unter der einen oder anderen Perspektive jeweils beobachtet, beschrieben und gegebenenfalls auch bewertet werden. (vgl. Bukow/Yildiz 2002, 81ff; Yildiz 2007, 319ff). Das Bild der Straße verändert sich, sobald man sie nicht mehr von außen, sondern *von innen* ins Blickfeld rückt. Der ethnographische Blick auf das Leben vor Ort verhalf zu differenzierten Einsichten in die soziale Praxis der Migranten, aber auch der verbliebenen Alteingesessenen. Ziel war es, die durch Migranten geprägte Straße nicht als Abbild der ‚Herkunftswelt‘ oder als Perpetuierung einer so genannten Herkunftskultur zu verstehen, sondern als ein lokales und spezifisches Arrangement, das die Lebenslage der Menschen auf dieser Straße abbildet – eine Lebenslage, die sich nicht zuletzt unter deutlich restriktiven Bedingungen der Aufnahmegesellschaft entwickelt hat. (2)

Aus diesem eher ungewohnten Blick auf das Leben der Keupstraße sahen wir uns plötzlich mit einer recht trivialen, unspektakulären urbanen Alltagspraxis konfrontiert (vgl. Stienen 2006). Was in der Außenwahrnehmung unscharf und mitunter unangemessen negativ präsentiert wird, erwies sich aus der Nähe durchaus attraktiv. Es stellte sich schnell heraus, daß die Keupstraße keine in sich geschlossene ‚Parallelgesellschaft‘ darstellt, sondern daß sie ökonomisch, politisch, sozial und rechtlich mit dem urbanen Kontext verwoben und ein hoch differenziertes und flexibles Quartier ist. Das besondere Flair dieser Wohngegend, die orientalische Inszenierung ist faszinierend und lässt sich vice versa in allen vergleichbaren Metropolen von Toronto über LA bis Sydney beobachten. Die Mischung der präsentierten Elemente, die nur scheinbar der Herkunftskultur der Migranten entstammt, erweist sich schlicht als eine praktische Geschäftsstrategie, als ein strategisches Zugeständnis an die lokalen, hier die deutschen Vorstellungen vom ‚Orient‘. Hier wird deutscher ‚Orientalismus‘ inszeniert, den Edward Said eine „imaginäre Geographie“ (1978) nannte. Hier werden neue ökonomische Strategien entwickelt und neue Traditionen geschaffen. Diese quartierspezifische Entwicklung spiegelt auf diese Weise längst eine von Lokalität und Globalität geprägte urbane Alltagswirklichkeit wider. In der Keupstraße wird an zahllosen Beispielen das sichtbar, was Robert Pütz als „transkulturelle Praxis“ (2004) bezeichnet.

Die Keupstraße als Lehrbeispiel unspektakulärer urbaner Alltagspraxis

In vielen Gesprächen zeigten sich auf allen Seiten diverse, sich überlagernde und überkreuzende soziale und kulturelle Erfahrungen. Die Bewohner der Straße brachten zum Ausdruck, mit welchen Konflikten und Barrieren sie konfrontiert werden, und welche Handlungsstrategien sie dabei entwickeln, welche Rolle die Familie, die Freundschaften und informelle Netzwerke dabei spielen – kurz, wie sich die Menschen den Stadtteil bzw. Die

Stadt aneignen, durch ihre Nutzung die gebaute Umwelt mitgestalten und mitbestimmen und das Straßenbild prägen. Die Gespräche belegen darüber hinaus, wie Menschen unterschiedliche ökonomische, soziale und kulturelle Elemente, die zum Teil grenzüberschreitend sind, in diesem Quartier nutzen, neu definieren und zu neuen Strukturen und Lebensentwürfen verbinden.⁽³⁾ Daher ist die Entwicklung der Keupstraße eine lokale Kölner Geschichte. Die Einwanderer entwickeln nicht nur einen eigenen und zugleich neuen Lebensstil neben den Alteingesessenen, innerhalb ihrer Gruppe lassen sich vielmehr neben gewissermaßen zitierter türkischer Multikulturalität auch Griechen und Spanier finden – wie innerhalb der einheimischen Bevölkerung neben Mülheimern auch Zugezogene aus der Eifel oder dem Ruhrgebiet. Durch alle Gruppen ziehen sich neue jugendkulturelle Orientierungen hindurch, die sich längst nicht mehr nach Herkunft, sondern nach altersspezifischen Lebensstilen differenzieren.

Aus den Gesprächen mit Bewohnern ergibt sich, daß sich die meisten von ihnen im Quartier wohlfühlen, seine Lebensqualität betonen und sich mit der Straße identifizieren. Sie verstehen nicht, warum ihre Wohngegend durch dieses hartnäckige öffentliche Ghettoimage abgewertet wird. Von Herrn G., der seit 20 Jahren in der Keupstraße lebt und ursprünglich aus Mazedonien kommt, wird die Keupstraße wie folgt beschrieben: „Ist eine gute Straße, die aber einen schlechten Ruf hat, weil hier so viele Ausländer wohnen. Aber das ist nicht wahr, hier ist sehr freundlich. Wir haben alles hier, was billig ist und es ist sehr gastfreundlich“. Frau K. polnischer Herkunft, wohnt seit kurzem hier und beschreibt die Straße: „Es ist eigentlich sehr angenehm, also laut ist es schon natürlich, aber ist überall eigentlich so. Ich könnte sagen, es ist angenehm hier zu wohnen, hier kann man ja nämlich vieles verschiedenes sehen [...] Hier gefällt es mir, das Essen schmeckt auch sehr gut. Also die Leute sind auch sehr nett. Also bin ich zufrieden“.

Herr I., der ein Immobiliengeschäft auf der Keupstraße besitzt, nimmt das Leben auf der Straße so war: „Ich bin also froh, hier in der Keupstraße zu sein, hier arbeiten zu dürfen. Die Keupstraße hatte früher einen schlimmen Ruf, aber das ist gar nicht mehr so. Es gibt immer wieder unseriöse Leute, wie überall, aber die Keupstraße hat sich in meinen Augen zu einer seriösen Geschäftsstraße entwickelt“.

Bei den Alteingesessenen klingt in den meisten Gesprächen eine wohlwollende Distanziertheit an. Man hat sich mit der Entwicklung der Straße arrangiert und betrachtet die Situation durchaus positiv und pragmatisch, wenn auch unter einem exotischen Blick. Herr M., der aus der Eifel kommt und seit 15 Jahren hier lebt, äußert sich dazu: „Das ist Klein Istanbul hier, ich habe mich gewöhnt an die Istanbulis, was bleibt mir auch anders über“ . Auch im Gespräch mit Herrn A., der in Mülheim geboren und aufgewachsen ist, kommt der pragmatische Umgang mit der Entwicklung des Quartiers deutlich zum Ausdruck: „Ist

eigentlich gemischt. Wir sind vereinzelt noch ein paar Deutsche, die hier noch leben, wir kommen eigentlich mit türkischen Kollegen sehr gut zurecht[...] Das Flair hat ein bisschen was von Urlaub, gerade jetzt, wo die Sonne scheint und wenn die Jungs hier draußen sitzen mit ihren Tee. Was ich bei den Türken beeindruckend finde, ist die Zusammengehörigkeit. Das ist ja bei den Deutschen nicht [...] Man ist hier integriert. Jetzt, als Deutscher ist man hier schon integriert, das ist ja schon paradox. Wir gehen ja nur in türkische Geschäfte, wir gehen ja nur hier einkaufen“. Jetzt lassen wir einen Passanten zu Wort kommen, der auf der Keupstraße spaziert: „Wenn man türkisch essen möchte, dann ist hier wahrscheinlich der beste Ort in Köln. Die Vielfalt von Geschäften, die man ansonsten selten sieht. Es ist ein bisschen eine andere Kultur, so ein kleines Stück Türkei.“

Ökonomische Struktur der Keupstraße

Wirft man heute einen genauen Blick auf die ökonomische Struktur der Keupstraße, dann kann man unterschiedliche Aspekte beobachten. Es gibt insgesamt 84 unterschiedliche Läden, die sich vornehmlich in privater Hand befinden. Niederlassungen großer Ketten sind in der Straße nicht vorzufinden. Die vorhandenen Geschäfte decken eine breite Palette des alltäglichen Bedarfs ab. Neben Bäckereien und Konditoreien finden sich Bekleidungsgeschäfte, aber auch ein Elektrofachhandel und eine Buchhandlung. Vertreten sind mehrere Restaurants, Bistros und Imbissbuden, ebenso wie Kneipen und für Köln so typische Kioske. Lückenhaft ist das Angebot einzig im Bereich des Lebensmitteleinzelhandels. Allerdings wird diese Lücke punktuell an einigen Wochentagen durch einen mobilen Verkauf von Gemüse auf der Straße sowie einen die Straße regelmäßig anfahrenen Fischwagen geschlossen.

Die meisten Geschäftsleute setzen sich zunehmend für die Belange der Straße ein. Durch Öffentlichkeitsarbeit, vielfältige Aktivitäten, Projekte und kulturelle Veranstaltungen ist es der Interessengemeinschaft-Keupstraße zumindest teilweise gelungen, das negative Image der Straße zu verbessern und die bestehende Infrastruktur an Dienstleistungen, Einzelhandelsgeschäften und Gastronomiebetrieben zu professionalisieren.

So ist die Keupstraße heute über Köln hinaus bekannt als attraktive Einkaufsstraße mit orientalischem Flair. Die bestehende Infrastruktur an Dienstleistungen, Einzelhandelsgeschäften und Gastronomiebetrieben mit ihrer Angebotsvielfalt wird von den Kunden sehr geschätzt, die von überall herkommen, wie die Kennzeichen der parkenden Autos und die Eindrücke zeigen. Auch die Qualität der Waren und Dienstleistung werden von den Geschäftsleuten als Grund für dieses weite Einzugsgebiet genannt. So erläutert

Herr Ö., Besitzer eines Restaurants auf die Frage nach seiner Kundschaft: „Es gibt viele Stammgäste. Früher hatten wir ja nur Außenverkauf und jetzt essen die alle hier, zu 80 Prozent sind das Stammkunden, die nicht nur aus Köln kommen, sondern aus ganz Nordrhein Westfalen, auch Leute, die von Frankfurt nach Hamburg fahren wollen, die fahren extra von Köln durch, um nur hier auf die Straße zu kommen, um hier zu essen, sei es bei uns oder bei meinen Nachbarn“. Die Straße wird für den Einkauf gezielt angefahren, Durchreisende biegen zum Essen in die – nahe an der Autobahnausfahrt gelegene – Keupstraße ab und selbst Touristen werden in Reiseführern oder auf diversen Homepages auf diesen Ort hingewiesen.

Was die Zusammensetzung der Kundschaft betrifft, werden in den Gesprächen unterschiedliche Zugänge zu unterschiedlichen Käufergruppen sichtbar, ebenso wie die Verwendung unterschiedlicher Strategien, diese anzusprechen. So erläutert Frau S., Besitzerin einer Konditorei: „Aber durch unsere Mehrsprachigkeit und unseren Freundeskreis sind auch andere Nationalitäten darauf aufmerksam geworden, also inklusive auch gemischte Pärchen, das ist auch immer ganz schön. Wenn die dann auch sehr gerne multi-kulti essen gehen, gehört dann unser Laden auch dazu. Und das macht die Keupstraße auch dann aus. Aber die deutschen Kunden haben wir durch unsere tolle Medienpräsenz gewonnen. Also, daß wir halt beim WDR dann fünfmal hintereinander über fünf Jahre gleiche Berichte ausgestrahlt worden sind, dann haben sich unsere deutschen Kunden auch geöffnet und getraut, hierher zu kommen und ihre Geburtstagstorten und die essen auch sehr gern unser Gebäck, was wir auch als Weihnachtsgebäck mittlerweile an die Düsseldorfer Weihnachtsmärkte hier vorbereiten, und wir verkaufen die dann da.“

Die Angebotsvielfalt und deren Qualität stellt einen zentralen Aspekt der ökonomischen Prosperität dieser Straße dar. Denn vergleicht man diese Straße mit der nahe gelegenen Berliner oder Frankfurter Straße, die zentralen Einkaufsstraßen des Stadtviertels, so wird ihre hohe Beständigkeit augenfällig. Während in diesen Haupteinkaufsstraßen vor allem im letzten Jahrzehnt ein Niedergang sichtbar wurde, der sich in der hohen Fluktuation der Geschäfte und einer wachsenden Präsenz von Ein-Euro-Läden sowie Niederlassungen großer Ketten äußert, ist die Keupstraße durch eine hohe Beständigkeit geprägt. Dieser Erfolg ist dabei nicht zuletzt auch das Ergebnis der hohen Beweglichkeit und Flexibilität der Gewerbetreibenden und ihrer Fähigkeit, vorhandene Ressourcen formeller und informeller Art einzusetzen.

Die Entstehung der ökonomischen Struktur der Keupstraße zeigt, wie Arbeitsmigranten und deren Nachkommen unter diskriminierenden Bedingungen eine Kultur der Selbständigkeit entwickelten, die ohne die Nutzung informeller Ressourcen nicht denkbar wären. Fast in allen Fällen handelt es sich um Familienbetriebe und oft sind ganze Familien in den

jeweiligen Betrieb eingebunden. Darüber hinaus zeigt sich, daß es des öfteren vor allem gerade Familienunternehmen sind, die in schwierigen Zeiten und an desolaten Standorten Risiken eingehen und Geschäfte eröffnen und so zu einer grundlegenden Verbesserung der Versorgungssituation im Quartier beitragen. In der Startphase hat sich die Familie zusammengehalten und Tag und Nacht gearbeitet, über mehrere Monate, ohne Lohn“, erzählt Frau M., die Besitzerin einer Bäckerei auf der Keupstraße. Ökonomische Aktivitäten und soziale Netzwerke sind eng miteinander verschränkt. Da Migranten im formellen Arbeitsmarkt marginalisiert und oft ausgegrenzt werden, werden sie dazu gezwungen, andere Strategien und Beziehungskompetenzen zu entwickeln als bei der einheimischen Bevölkerung der Fall ist. Die ökonomische Entwicklung der Keupstraße zeigt deutlich, daß die Geschäftsleute auf Netzwerke und Ressourcen zurückgreifen können, die für sie überlebensnotwendig sind. Indem Netzwerke und Ressourcen mobilisiert werden, werden sie automatisch auch gestärkt. Sie akkumulieren soziales Kapital“, so Saskia Sassen (2000,103).

Grundsätzlich lässt sich zunächst zusammenfassend festhalten, daß der Diskurs über die Keupstraße in den letzten Jahren einen Wandel erfahren hat. Der skandalisierende Ton ist zurückhaltender geworden und weitgehend in den Hintergrund getreten. So bezeichnete der Oberbürgermeister Kölns, Fritz Schramme, die Straße mehrfach als Erfolgsmodell, das Vorbildcharakter für die restliche Kölner Bevölkerung habe. Die folgenden Zitate in der lokalen Presse zeigen dennoch, daß die Skandalisierung nicht ganz verschwunden ist. So wird die Keupstraße als „eine Parallelgesellschaft mit eigenen Regeln“ oder „In die Keupstraße ist seit Jahrzehnten das Morgenland eingezogen. Hier herrschen türkische Sitten, die Gesetze einer in sich fast geschlossenen Gesellschaft“. (4) Die Passagen zeigen, daß die „symbolische Exterritorialisierung“ (Lang 1998, 162) der Keupstraße im öffentlichen Diskurs immer noch festverankert ist.

Schlussfolgerung

Die Beispiele zeigen, daß Migranten zu einem tragenden Element der Kultur von Urbanität und der lokalen Ökonomie in Köln geworden sind und daß sie zur Sicherung der Versorgungsqualität von Stadtteilen beitragen. Dieser Aspekt findet aber nur in der Ausnahme seine stadtentwicklungspolitische Wertschätzung. Es wäre hier angebracht, die Entwicklung solcher Quartiere als Erfolgsgeschichten der Einwanderer anzuerkennen und die von der Zuwanderung ausgehende kulturelle und ökonomische Impulse in den Mittelpunkt der Stadtpolitik zu rücken (vgl. Brake 2000, 273).

Stadtentwicklungspolitische Konzepte können in diesem Kontext viele Möglichkeiten bieten, migrationsbezogene Fragestellungen als Querschnittsaufgabe in die konzeptionellen Überlegungen einzubeziehen. Zumindest gibt es in dieser Hinsicht in letzten Jahren einige Städte, die im Rahmen integrierter Stadtentwicklungskonzepte, Leitbilder bzw. Strategien auszuarbeiten versuchen, die migrationsspezifische Themen in den Mittelpunkt der Überlegungen stellen (vgl. Berding 2008). Die Kölner Bewerbung um den Titel „Kulturhauptstadt Europas 2010“ im Jahr 2004 war in dieser Hinsicht ein kennzeichnendes Beispiel für die Formulierung eines Stadtentwicklungskonzepts, in dessen Mittelpunkt der konstruktive Beitrag der Migration zur Kölner Urbanität stand (vgl. Colonia@Futura 2004, Teil I). Sie stand unter dem für Außenstehende rätselhaften Motto „Wir leben das“. Gemeint war die lebenspraktische Relevanz migrationsbedingter Diversität für das urbane Zusammenleben und deren Selbstverständlichkeit im Kölner Alltag. Diese durch den gezielten Rückgriff auf Migration inszenierte symbolische Aufwertung städtischer Räume und der neue Habitus der Stadt als Migrationsstadt brach leider abrupt zusammen, als die Bewerbung für die Kulturhauptstadt scheiterte. Was bleibt, ist die Erkenntnis, daß man auch in Köln ein anderes öffentliches Bewusstsein erzeugen kann und sich neue Perspektiven für das urbane Zusammenleben aufzeigen lassen. Es wäre angemessen und zukunftsweisend, wenn die Kölner Stadtpolitik das Phänomen der Migration als ein konstitutives Element in der Stadtentwicklung zum Leitbild erklärt. „So gilt es für unsere Epoche weiterhin eine stadtplanerische Konzeption zu entwickeln, die diesen positiven historischen Zusammenhang bewusst hält und zur Basis eines diskriminierungsfreien Miteinanders macht.“ (Schmals 2000, 11).

Anmerkungen

1. Vom dem bedeutendsten Fotografen Kölns der Nachkriegszeit, Chargesheimer, gibt es den wunderbaren Bildband „Unter Krahenbäumen“, der dieses Viertel zeigt, wie es in den 1950er Jahren mit Läden, Straßenszenen, Festen und Prozessionen aussah, ein Stück mediterranen Lebens. Dank der Stadtplanung ist das alles nicht mehr da, die Nord-Süd-Fahrt hat die „Unter Krahenbäumen“ und das ganze Viertel geteilt und das urbane Leben zum Teil zerstört.
2. Viele der Geschäftsleute der Keupstraße beklagen beispielsweise die diskriminierenden rechtlichen Barrieren, die sich offenkundig negativ auf deren wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten auswirken (vgl. dazu auch Schuleri-Hartje/Floeting/Reimann 2005, 38ff).
3. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Gerd Baumann (1998) in seiner Studie im Londoner Stadtteil

Southal.

4. Dabei handelt es sich um eine Artikelserie im *Kölner Stadtanzeiger* mit dem Motto „Unsere Kölnländer“. In den einzelnen Artikeln, die von der Redakteurin der Zeitung Kisten Boldt verfasst wurden, diente die Keupstraße immer wieder als Negativfolie.

Literatur

- Adelhof, K. (2003): „Quartierbezogene Betriebe in benachteiligten Stadtgebieten im Vergleich zwischen Berlin und Kopenhagen“. In: Deben, L./van de Ven, J. (Hrsg.): Berlin und Amsterdam. Stadt, Stadtteile und Umland. Beiträge zur 9. Konferenz Berlin-Amsterdam. Amsterdam, S. 1-20
- Baumann, G. (1998): „Ethnische Identität als duale diskursive Konstruktion“. In: Assmann, Friese/ Friese, H. (Hsg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3. Frankfurt a. M., S. 288-313
- Berding, U. (2008): Migration und Stadtentwicklungspolitik: Eine Untersuchung am Beispiel ausgewählter Stadtentwicklungskonzepte. Saarbrücken
- Blachke, W. (Hrsg.) (1999): Mülheim – ein Ortsteil im Wechsel des Jahrhunderts. Köln
- Braker, K. (2000): „Strategische Entwicklungskonzepte für Großstädte – mehr als eine Renaissance der „Stadtentwicklungspläne“? Überlegungen am Beispiel der „BerlinStudie“. In: AfK Archiv für Kommunalwissenschaften II/2000. Stuttgart, S. 269-288
- Bukow, W. D. /Nikodem, C./Schulze, E./Yildiz, E. (2007) (Hrsg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Umgang mit Differenz. Wiesbaden
- Bukow, W. D./Yildiz, E. (2002): „Der Wandel von Quartieren in der metropolitanen Gesellschaft am Beispiel Keupstraße in Köln oder: Eine verkannte Entwicklung?“ In: Bukow, W. D./Yildiz, E. (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 81-111
- Colonia@Futura. Köln – Kulturhauptstadt Europas 2010. Die Bewerbung – Teil 2. Köln 2004
- Dokumentation Keupstraße (1999): Veränderungsprozesse und Konfliktebenen in der Keupstraße. Köln
- Heitmeyer, W./Müller, J./Schröder, H. (1997): Verlockender Fundamentalismus. Frankfurt a. M.
- Krämer-Badoni, T. (2002): „Urbanität und gesellschaftliche Integration“. In: Bukow, W. D./Yildiz, E. (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 47-62
- Lang, B. (1998): Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils 1961-1995. Frankfurt/New York
- Orywal, E. (2007): Kölner Stammbaum. Zeitreise durch 2000 Jahre Migrationsgeschichte. Köln
- Péraldi, M. (1997): „Sozialer Aufstieg auf eigene Rechnung: Vorstadtjugendliche von Marseille im informellen Handel“. In: Brech, J./Vanhué, L. (Hrsg.): Migration. Stadt im Wandel. Darmstadt, S. 73-79
- Pütz, R. (2004): Transkulturalität als Praxis. Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin. Bielefeld
- Rakoczy, C. P. (2001): „Die Legende UKB – Der Aufbruch in der Weidengasse“. In: Biskup, H./Pazarkaya, Y./Rakoczy, C. P./Türemis, M. (Hsg.): Weidengasse. Eine deutsch-türkische Straße in Köln. Köln, S. 34-35

- Said, E. W. (1978): Orientalism. New York
- Sassen, S. (2000): „Dienstleistungsökonomien und die Beschäftigung von Migranten in Städten“. In: Schmals, K. M. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen – Defizite – Potentiale. Opladen, S. 87-114
- Schmals, K. M. (2000): „Migration und Stadtplanung – Editorial“. In: ders. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen – Defizite – Potentiale. Opladen, S. 9-26
- Schuleri-Hartje, U.-K./Floeting, H./Reimann, B. (2005): Ethnische Ökonomie. Integrationsfaktor und Integrationsmaßstab. Schader-Stiftung / Deutsches Institut für Urbanistik. Darmstadt/Berlin.
- Stienen, A. (Hrsg.) (2006): Integrationsmaschine Stadt? Interkulturelle Beziehungsdynamiken am Beispiel von Bern. Bern/Stuttgart/Wien
- Wacquant, L. (2006): Entzivilisieren und Dämonisieren. Die soziale und symbolische Transformation des schwarzen Ghettos. In: Wacquant, L.: Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays. Basel/Boston/Berlin, S. 61-84
- Yildiz, E. (2007): Urbaner Wandel durch Migration – Das Beispiel eines Einwandererquartiers in Köln Mülheim: die Keupstraße. In: vhw Forum Wohneigentum, Heft 6/2007, S. 319-325
- Yildiz, E. (2006): Stigmatisierende Mediendiskurse in der kosmopolitanen Einwanderungsgesellschaft. In: Butterwegge, Ch./Hentges, G. (Hrsg.): Massenmedien, Migration und Integration. Wiesbaden, S. 37-54